

Requiemromane: „Der Schrei, der ich war, war zu schwach“

08.11.2012 | 18:36 | BETTINA STEINER (Die Presse)

Der Autor Wolfgang Hermann, der Regisseur Michel Rostain und der Romancier A. F. Th. van der Heijden haben ihre fast erwachsenen Söhne verloren und darüber geschrieben: ein Klagelied, ein Denkmal, ein Schrei.

Nein, nicht der Christus am Kreuz ist das anrührendste Motiv, das die christliche Ikonografie hervorgebracht hat. Es ist die Pietà. Solange Christus am Kreuz hängt, ist er Gott – und sein Sterben dient einem höheren Zweck. Aber wenn er in Marias Armen liegt, ist er Sohn. Ein Kind, das irgendwann laufen und sprechen gelernt hat, das von seiner Mutter behütet wurde und geherzt und irgendwann seinen eigenen Weg beschritt – da sitzt sie, Maria, und weint. Der Tod eines Kindes erschüttert alles, so sehr erschüttert er uns, dass wir dazu neigen, ihn als unnatürlich zu betrachten. Obwohl er die Regel ist: Der Natur geht es schließlich nicht um das Überleben des Einzelnen, ihr geht es um den Fortbestand der Art, weshalb sie damit kalkuliert, dass ein Teil der Nachkommen stirbt. Nur wir Menschen haben – im Laufe des 20. Jahrhunderts und in den Industrienationen – die Kindersterblichkeit so weit gesenkt, dass wir uns mit der Annahme trösten dürfen, es sei mit dem Schicksal abgemacht, dass Großväter vor ihren Enkeln, dass Eltern vor ihren Kindern ihr Leben lassen.

„Abschied ohne Ende“

Doch auch uns Menschen trifft es, drei Bücher erzählen davon: Wolfgang Hermann, 1961 in Bregenz geboren, ist als Autor von fein beobachteten Romanen und Reiseberichten bekannt. Vor 13 Jahren starb sein Sohn. Florian hieß er, und ihm ist „Abschied ohne Ende“ gewidmet: Der Ich Erzähler findet den 16-jährigen Burschen, der doch nur an einer Grippe litt, der doch schon auf dem Weg der Besserung schien, am Morgen tot im Bett. „Der Schrei, der ich war, war zu schwach, um zu bestehen, er erlosch, meine brennende Kehle hatte nicht die Kraft weiterzuschreien, nicht die Kraft, meinen Sohn zu mir zurückzuschreien.“

Hermann wollte „nicht nur eine Tragödie“ schreiben. Und das hat er auch nicht: Es ist ein Buch voller Erinnerungen an gemeinsame

Erlebnisse, an die vorsichtige Annäherung eines in Vorarlberg aufgewachsenen Scheidungskindes an den in Wien lebenden Vater – und diese Sanftheit ist wohl auch möglich, weil „Abschied ohne Ende“ kein strikt autobiografischer Roman ist. Wolfgang Hermann hat einen Ich Erzähler durchmachen lassen, was ihm selbst widerfuhr, aber die Geschichte verfremdet – und damit die Distanz aufgebracht, ein Klagelied über den Tod seines Sohnes zu schreiben, das süß ist und bitter.

Der französische Opernregisseur Michel Rostain hat für seinen Roman „Als ich meine Eltern verließ“ (auf Französisch schlichter: „Le Fils“) einen anderen Weg gewählt. Hier ist es das tote Kind, der 21-jährige Lion, der den Vater beobachtet: Wie er es hinauszögert, Lions Bettwäsche in die Reinigung zu bringen, weil dann der Geruch unwiederbringlich verloren ist (ein bisschen peinlich ist es dem Sohn, er hat die Wäsche allzu lange nicht gewechselt). Es ist Lion, der beschreibt, wie der Vater vor dem zermarterten Körper seines Sohnes steht, wie er einen Teil der Asche abzweigt und für sich behält, wie er mit sich hadert: Er hat Zeit vertrödelt, die er mit dem Sterbenden hätte verbringen können – aber wer konnte schon ahnen, dass nicht eine banale Grippe die Temperatur so hoch steigen ließ, sondern eine Meningitis? Anders: Hätte er es ahnen können?

Auch der niederländische Autor A. F. Th van der Heijden kreist immer wieder um die Frage: Hätte ich es verhindern können? Sein Sohn fuhr frühmorgens mit dem Fahrrad nach Hause und wurde von einem Auto erfasst. War er, der Vater, in puncto Alkoholkonsum ein schlechtes Vorbild? „Tonio“ ist ein Roman, den wohl niemand in einem Zug durchlesen kann. Es ist ein Schrei, in jenem Rhythmus der Trauer geschrieben, in dem sich greller Schmerz und dumpfe Verzweiflung abwechseln, und der Roman ist besonders quälend, weil der Vater doch so vorsichtig war, immer gefürchtet hat, dem Sohn könnte etwas zustoßen. Der Aberglaube der Moderne ist es, dass man sich vorbereiten könne, dass man gar das Unglück abwenden könne, wenn man sich nur tief und ausgiebig genug damit auseinandersetzt. Und dann geschieht es doch: „Er konnte es, er tat es, er starb.“ Und: „Was Sterben anging, war mir Tonio eine volle Manneslänge voraus.“

„Wer es zweifelhaft oder gar peinlich findet, dass dieser schreibwütige Autor seinen Schicksalsschlag gleich zu Literatur verwandelt hat, der versteht gar nichts“, schrieb die Tageszeitung „Die Welt“. Tatsächlich stecken Autoren in einem Dilemma: Wer – wie etwa auch Arno Geiger – über jene schreibt, die ihm nahe sind, sieht sich rasch dem Vorwurf ausgesetzt, sie auszubeuten. Das liegt

am Doppelcharakter der Literatur: Sie ist gemacht, um gelesen zu werden, gekauft zu werden, ein Publikum zu finden. Sie richtet sich nach außen. Aber es gibt auch jene viel beschriebene innere Motivation, diesen Wunsch, für sich selbst Worte zu finden und das auszudrücken, was andere nicht wagen.

Manchmal braucht das seine Zeit. Vor „Abschied ohne Ende“ hat Hermann zwei Romane, wie zur Ablenkung, über einen liebenswerten Kauz namens Faustini geschrieben. Es sind heitere Werke.

AUF EINEN BLICK

Wolfgang Hermann stellt seinen bei Langen Müller erschienenen Roman „Abschied ohne Ende“ am 12. November im Literarischen Quartier Alte Schmiede vor (Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, 20 Uhr). A.F.Th. van der Heijden ist einer der bekanntesten Autoren der Niederlande, sein Requiemroman „Tonio“ ist 2011 bei Suhrkamp herausgekommen. Der Regisseur Michel Rostain erzählt in „Als ich meine Eltern verließ“ aus der Perspektive seines an Meningitis gestorbenen Sohnes (C. Bertelsmann Verlag, 2012).

("Die Presse", Print-Ausgabe, 09.11.2012)

http://diepresse.com/home/kultur/literatur/1310477/Requiemromane_Der-Schrei-der-ich-war-war-zu-schwach